

Zeitschrift: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich
Band: 27-28 (1926-1927)

Artikel: Der Reisbau und die Reisbaukulte der Oloh-Ngadju und der benachbarten Stämme von Südost-Borneo
Autor: Wirz, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-21580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Reisbau und die Reisbaukulte der Oloh-Ngadju und der benachbarten Stämme von Südost-Borneo.¹⁾

Von PAUL WIRZ.

Mythe vom Ursprung des Reises.

Der Urreis stammt von einem Radja, namens Angking Penjang, einem Sang-hyang im zweiten Himmel her. Dieser Radja mengte eines Tages die Blumen des legendarischen Baumes pampang-saribu mit dem Mark des erang-Baumes, die beide am Fusse eines Berges Ngandong-gandong im zweiten Himmel wachsen. Der Radja Angking warf hierauf in Gemeinschaft mit dem Sang-hyang Putir Selong das Gemisch in der Nähe der Quelle des Kahajan auf die Erde. Mit dem Habicht Kahopek stieg das Gemisch langsam zur Erde nieder und gelangte vor die Oeffnung einer Höhle, in der ein Tiger hauste. Als die Sonne aufging, waren am Eingang der Höhle sieben schöne, grosse Reispflanzen gewachsen.

Diesen Urreis hat die dajaksche Phantasie mit folgendem Wortlaut verherrlicht: « uhat randai batang suling, buka tisin, mandawen simbel, mablak bulau, manua paräi, njangen tingang, basalumpok pandjeron bereng », d. h. « Wie eine Kette breiten sich seine Wurzeln aus, sein Stengel ist wie eine Flöte, die Knoten im Stengel wie goldene Ringe, seine Blätter sind zierliche Messerchen, seine Aehren sind wie Goldkörner, die verherrlicht werden von seinem Besitzer, Reiskörner, die zum raschen Wachstum und Gedeihen des Menschen beitragen. »

Die Sperlinge (ampit) und die Ratten stehlen den Reis.

Während einer Jagdpartie kamen etliche Dajak eines Tages zur Höhle des Tigers, vor deren Eingang sieben wunderbar schöne Reispflanzen prangten. Die grossen Körner, damals noch wie Pinangnüsse, luden die Jäger zum Pflücken ein. Wie sie aber im Begriff waren, die nie zuvor ge-

¹⁾ Dieser Artikel ist als Abschnitt einer grössern Arbeit zu betrachten, die den Reisbau sämtlicher Völker Indonesiens behandeln und als zusammenfassendes Werk herausgegeben wird.

sehenen Früchte zu pflücken, vernahmen sie plötzlich das Gebrüll des Tigers, so dass sie ihr Vorhaben schleunigst aufgaben und das Weite suchten. Sie mussten leer abziehen und froh sein, dass sie ihr Leben noch retten konnten.

Zu jener Zeit vermochten die Tiere und Vögel noch zu sprechen und auch die Sprache der Menschen verstehen. Deshalb besprachen die Dajak die Angelegenheit, betreffend der schönen unbekanntenen Pflanzen und Früchte am Eingang der Tigerhöhle, mit dem Sperling und der Ratte. Diese machten sich alsbald nach der Höhle auf und es gelang ihnen auch, einige Reiskörner zu pflücken, mit denen sie die Dajak beglückten. Diese brachten sie voller Freuden nach Hause und steckten sie in die Erde.

So gelangten die Menschen in den Besitz des Reises. Aber auch die Sperlinge und Ratten machten von nun an ihr Anrecht auf einen Teil der Ernte geltend, da sie es ja waren, die den Menschen zum Reis verholfen hatten. Daher tröstet sich der Dajak, im Falle dass sein Reisfeld von den Vögeln und Ratten arg mitgenommen wird, mit den Worten: « Was kann ich dagegen tun, sie holen eben ihren berechtigten Anteil, denn sie haben ja den Menschen den Reis verschafft. »

In früherer Zeit waren die Reiskörner, wie gesagt, so gross wie Pinangnüsse und sprangen beim Reifwerden knallend auf.

Eines Tages stellte ein Dajak einen Blinden an, um sein Reisfeld, auf welchem demnächst geerntet werden sollte, zu bewachen. Der Reis war im Begriff, reif zu werden und es sprangen die Früchte knallend auf. Der Blinde wusste natürlich nicht, was dieses Knallen für eine Ursache hatte, glaubte, es sei ein böses Tier in der Nähe und schlug mit einem Stock um sich, wobei er aber bloss die Reispflanzen traf. Da hörte er eine Stimme, die sagte: « Weshalb schlägst du uns so? Von heute an sollen unsere Früchte viel kleiner werden und soll auch unsere Hülle nicht mehr knallend aufspringen. Ihr grausamen Menschen sollt euch von jetzt an mit uns abmühen und schwere Arbeit verrichten, um uns geniessen zu können. » So geschah es auch. Die Reispflanzen und auch die Körner wurden klein und die Menschen waren von nun an genötigt, den reifen Reis zu stampfen. Von diesem Ereignis an sollen auch die Menschen gelernt haben, mit dem Reis sehr sorgfältig umzugehen, damit die Seele des Reises nicht erzürnt werde und die Reiskörner nicht noch kleiner würden. Ist der Reis gestampft worden, so darf er nicht hin- und hergeschwungen (ingalaja) werden, um die Spreu zu entfernen. Er muss vielmehr sorgfältig mit der Hand gereinigt werden.

Noch eine andere Strafe traf die Menschen, dafür, dass sie den Reis geschlagen und die Reisseele beleidigt hatten. Während sie anfänglich die Aexete und Buschmesser einfach in den Wald schickten, um dort den

Busch für die Anlegung einer Pflanzung zu roden, gehorchten ihnen von dieser Zeit an die Geräte nicht mehr. Sie mussten jetzt selbst in den Busch und die ganze Arbeit selbst verrichten.

Wie die Menschen Kenntnis von der Existenz der Reisseele (hambarwan oder hambruwan) erhielten.

Die Dajak wussten anfänglich nicht, dass der Reis eine mächtige Seele besitze, die sich für Opferzwecke eignet. Man erfuhr diese Tatsache auf folgende Weise: Bei der Ernte konnte nicht das ganze Reisfeld in einem Tage geschnitten werden. Eine Unmenge Reis wurde des Abends nach Hause geschleppt. Als man am folgenden Morgen die Arbeit fortsetzen wollte, entdeckte man, dass an den abgeschnittenen Reishalmen neue Ähren gewachsen waren. So musste man mit der Erntearbeit von vorne beginnen. Aber auch am folgenden Tage war das Reisfeld wieder unversehrt und man musste zum drittenmal mit der Ernte beginnen und so geschah es auch die folgenden Tage, mehrere Monate hindurch. Täglich schnitten die Leute von früh bis spät den Reis, aber am andern Morgen war stets wieder alles nachgewachsen. Die Dajak vermochten sich diesen rätselhaften Vorgang nicht zu erklären und man beschloss, des Nachts auf dem Reisfeld aufzupassen. Als man abends mit der Arbeit fertig war, blieben einige Männer mit Blasrohren und giftigen Pfeilchen bewaffnet auf dem Feld und verbargen sich hinter einem Busch. Da, wie es zu dunkeln begann, gewahrten sie beim « tato paräi » (Reisgrossvater, einige Reisstauden in der Mitte des Feldes), wie eine Gestalt langsam emporstieg, die allmählich das Aussehen und Gebaren eines Menschen annahm. Die Gestalt begann auf dem Feld hin- und herzulaufen und führte mit den Händen über den abgeschnittenen Reishalmen seltsame Bewegungen aus. In diesem Augenblick schossen die Dajak ihre Giftpfeilchen ab. Die Gestalt brach zusammen. Es war dies die Reisseele, die sie getötet hatten. Fluchend rief sie den Leuten zu: « Wehe euch, ihr Menschen! Ihr habt es nicht verstanden, für den reichen Reissegen dankbar zu sein. Von nun an sollt ihr eines solchen Segens nicht mehr teilhaftig sein. Was ihr von nun an sät, das werdet ihr auch ernten. » Mit diesen Worten verschwand die Gestalt in der Erde.

Jetzt gingen den Dajak die Augen auf. Die Reue aber kam zu spät. Der tato paräi (Reisgrossvater) erschien nicht mehr und der überschwengliche Reissegen hatte ein jähes Ende gefunden. Die Dajak wendeten fortan die grösste Aufmerksamkeit auf die schwer gekränkte Reisseele.

Ist das Reisfeld nahezu abgeerntet, so lässt man dreimal sieben Reishalme unversehrt stehen und schneidet diese 21 Ähren zuletzt und von den andern gesondert. Diese enthalten die hambarwan parei, die Reisseele.

In Wirklichkeit kommt natürlich einer jeden einzelnen Reispflanze und jedem Reiskorn eine hambarwan zu. Die 21 Ähren bilden jedoch den Repräsentanten des gesamten Reisfeldes, den pars pro toto. Diese Auffassung findet sich bekanntlich bei allen dajakischen Stämmen und ganz allgemein bei den reissbauenden Volksstämmen Indonesiens. Da man die verschiedenen rituellen Handlungen nicht am ganzen Reisfeld und dem ganzen Reis der Ernte vollziehen kann, so begnügt man sich mit einigen wenigen Ähren, eben jenem « tato paräi », dem Grossvater des Reises. Alles, was man mit der tato paräi vornimmt, betrifft auch das ganze Feld, den gesamten Reis.

Der Ausdruck Reisseele mag wohl nicht ganz glücklich gewählt sein, obschon der Dajak tatsächlich sowohl für die Seele des Menschen, als auch für die Seele des Reises ein und dieselbe Bezeichnung « hambarwan » hat. Die Seele anderer lebloser Objekte wird hingegen « gana » genannt. Freilich hört man auch für die Reisseele gelegentlich die Bezeichnung gana, niemals aber spricht man von der gana irgendeines Gerätes oder auch einer andern Pflanze.

Statt von einer Reisseele würde man wohl besser sprechen von einer Kraft, wobei man sowohl an die Lebenskraft der Reispflanze als auch an die Keimkraft eines jeden einzelnen Reiskorns zu denken hat, sowie auch schliesslich an den Nährwert oder die Nährkraft des Reises, die nach dajakischer Auffassung einzig und allein der hambarwan paräi zuzuschreiben ist.

Wie wir gesehen haben, so stellt sich auch der Dajak die Reisseele tatsächlich vor wie die menschliche Seele, d. h. als verschwommene menschliche Gestalt, die bei gewissen Anlässen der tato paräi entsteigt.

Auch denkt man sich die Reisseele als persönliches Wesen, das man gleich einer Gottheit verehrt, also etwa nach der Art der indischen Gottheit Çri, die bei den Balinesen eine ganz ähnliche Rolle spielt wie bei den Dajak die hambarwan paräi. Von ihr hängt das Gedeihen des Reisfeldes ab und wenn die Ernte schlecht ausfällt, so ist dies gleichfalls mit der Reisseele in Zusammenhang zu bringen. Dass man die Reisseele tatsächlich als ein persönliches Wesen auffasst, geht auch deutlich aus dem Verhalten des Dajak hervor. So gilt es z. B. als ein schweres Vergehen, wenn man die Reisseele beleidigt, denn solches kann Missernte, Hungersnot oder auch Krankheit zur Folge haben. Um die Reisseele nicht zu beleidigen, pflegt z. B. der Dajak, wenn er irgendwo gekochten Reis sieht, sei es nun bei ihm zu Hause oder an einem fremden Ort, stets einige Körnchen zu kosten. Man glaubt auch, dass sich die Reisseele mit der Gottheit, den Sang-hyang, in Verbindung stellen könne und diese Auffassung findet ihre Anwendung beim sog. tawur, Reisstreuern. Es ist dies eine Zeremonie, die bei keinem grössern Fest oder sonstigen Anlass unterbleiben darf und die im wesent-

lichen darauf zurückkommt, dass man durch Ausstreuen von Reis die Sanghyang zum Herabsteigen bewegen zu können glaubt. Man denkt sich nämlich, dass die Seele des Reises emporsteige und die Botschaft des Priesters den Sanghyang übermitteln werde.

Krankheiten und Missernten werden somit nicht eigentlich durch die Reisseele verursacht, sondern durch die Geister, mit denen sie in Verbindung tritt. Umgekehrt vermag sie aber auch Versöhnung zu bewirken.

Die Auffassung von der Beseeltheit des Reises findet sich bei allen Stämmen Borneos wieder. Von den Kajans schreibt Nieuwenhuis¹⁾, dass der Reis eine Seele habe, die für die gleichen Eindrücke gefühlig sei wie wir. Infolgedessen sind namentlich nach dem Säen eine Reihe von Dingen verboten, so z. B. das Töten eines Tieres, da sonst die junge Reisseele erschrecken könnte. Auch ist es nicht erlaubt zu heiraten oder sich tätowieren zu lassen. Gewisse Arbeiten müssen unterbleiben, wie z. B. die Anfertigung eines Zaunes, da sonst die Seele in ihrer Ruhe gestört würde. Die Frauen dürfen keine Kleider anfertigen und die Männer kein Horn bearbeiten.

Der Reisbau.

Bei sämtlichen dajakschen Stämmen Borneos wird der Reis nur auf trockenen Feldern (ladang) angebaut. Der nasse Reisbau ist ihnen unbekannt. Bloss in gewissen Gebieten der Küste pflegen die Malayen nasse Reisfelder mit kunstmässiger Bewässerung anzulegen und anscheinend mit gutem Erfolg.

Der Reisbau der Dajak kann, so wie er von ihnen betrieben wird, kaum anders als Raubbau bezeichnet werden. Der unermessliche Urwald und die äusserst geringe Siedlungsdichte, beide sind die Ursache, dass das zur Anlage von Pflanzungen verfügbare Land als unerschöpflich angesehen wird. Dazu kommt, dass die Art und Weise, wie der Reisbau betrieben wird, dermassen primitiv ist, dass ein und dasselbe Stück Land, nachdem es mit grossem Arbeits- und Zeitaufwand gerodet und einigermassen gereinigt worden ist, bloss einmal, höchstens aber zweimal hintereinander bestellt werden kann. Im Innern Borneos bildet die einmalige Ausnützung eines Ladang durchwegs die Norm, denn bereits nach der ersten Ernte ist der Boden, der ja weder umgearbeitet noch gedüngt wird, dermassen erschöpft, dass eine zweite darauffolgende Bestellung des gleichen Stück Landes nicht mehr möglich ist. Erst nach acht bis zehn Jahren kann man wieder daran denken, nach dem alten Grundstück zurückzukehren, um es von neuem zu bepflanzen.

¹⁾ In Central Borneo, deel I, S. 179.

Dieser Umstand bringt es mit sich, dass der Dajak da, wo die Besiedelung nach bornesischen Begriffen auch nur einigermaßen eine etwas höhere ist, die Siedelungen fortwährend verlegt werden müssen. Oder aber, und was viel häufiger der Fall ist — und seitdem die Dajak von Regierung wegen dazu genötigt worden sind, die einmal bestehende Siedelung nicht mehr aufzugeben —, die Eingeborenen sich dazu veranlasst sehen, ihre Ladang in stets grösserer Entfernung vom Kampong anzulegen und sich während der Zeit der wichtigsten Ladangarbeiten ausserhalb ihres Dorfes, in den Pflanzungen, aufzuhalten. Erst in jüngster Zeit macht sich da, wo die Dajak mehr unter dem Einfluss der Regierung und Mission stehen, also vor allem in den südlichen Teilen von Borneo, eine Änderung der ursprünglichen Verhältnisse insofern bemerkbar, als die Eingeborenen, zur Sesshaftigkeit gezwungen, ihre Ladang auch zweimal hintereinander bestellen.

Die Wahl des Platzes beim Anlegen eines neuen Reisfeldes.

Soll ein neues Reisfeld angelegt werden, so muss sich der Dajak vorerst natürlich nach einem geeigneten Platz umsehen. Wenn irgendwie möglich, wählt man ein noch herrenloses Stück Land, das am Fluss liegt. Dabei muss man aber dem Hochwasser Rechnung tragen, denn die Gefahr, dass das Land zur Regenzeit überschwemmt wird, ist namentlich in den mittlern und untern Abschnitten der Flussläufe eine sehr grosse. So kann sich der Wasserbestand der grossen Flüsse, Barito, Kahajan, Kapuas und Mahakam, selbst im Mittellauf im Laufe eines Tages ganz gewaltig ändern. In der Regenzeit steht das ganze Land längs den Flussläufen weit und breit unter Wasser. Hügelige Stellen sind selten und diese sind dann auch, wie man bei einer Flussfahrt stets bemerken wird, von den Ladang der Dajak eingenommen.

In zweiter Linie achtet man darauf, dass das gewählte Stück Land nicht allzuweit vom Dorfe entfernt ist und der Weg höchstens in ein bis zwei Stunden zurückgelegt werden kann. Drittens trägt man auch Rücksicht mit der Rodungsarbeit und wählt zum Anlegen eines Ladang nicht ein Stück Urwald, was allzu viele grosse Bäume oder ein Rotangdickicht aufweist. Am Oberlauf der Flüsse und Seitenflüsse ist man in bezug auf die Wahl eines geeigneten Stück Landes in vieler Beziehung besser dran, da hier trockene, hochliegende Stellen überall zu finden sind. Auch spielt hier der Fluss oder Bach als Verkehrsader eine weniger bedeutungsvolle Rolle, insofern, als sich hier im höhern Gelände stets auch Pfade finden, die die Siedelungen und die Pflanzungen miteinander verbinden. Mit Vorliebe legt der Dajak einen Ladang auf einem Hügel an. Das hat auch beim Fällen der Bäume einen gewissen Vorteil und zur Regenzeit fliesst auch das Wasser sofort ab.

Neben diesen, durch die natürlichen Umstände und die Verhältnisse des Landes bedingten Faktoren kommen aber bei der Wahl eines neuen Platzes für einen Ladang noch eine Anzahl weiterer in Betracht, die nach Ansicht der Dajak nicht minder bedeutungsvoll sind. Solche werden vor allem durch die verschiedenen Vorzeichen gegeben, die bekanntlich für den Dajak von sehr grosser Bedeutung sind. Bei den Kahajan-Dajak und desgleichen auch im benachbarten Barito-Gebiet spielen in erster Linie verschiedene mythologische Anschauungen mit hinein, so unter anderm die allgemein verbreitete Auffassung, dass die Erde, die man sich als Scheibe vorstellt auf der Weltschlange (naga) ruht. Es ist dies ein Ungeheuer mit einem wundervoll bunten Hals. Wenn sie sich bewegt, so entsteht die Morgen- und Abendröte. Im Regenbogen erblickt der Dajak ihren Widerschein, wenn die Weltschlange zu gewissen Zeiten auf dem Wasser spielt und auf ihr Opfer lauert. Man hält es für sehr gefährlich beim Erscheinen eines Regenbogens, im Fluss zu baden oder auch bloss Wasser zu schöpfen, da sonst ein jeder, der von dem Wasser trinkt, krank werden könnte. Wagt es eine schwangere Frau, im Fluss zu baden, wenn der Bogen am Himmel steht, so wird sie, nach dajakscher Auffassung, an Stelle eines Kindes eine Schlange gebären.

Beabsichtigt nun ein Dajak ein Reisfeld anzulegen, so muss er sich vorerst darüber Rechenschaft geben oder geben lassen, ob das in Frage kommende Stück Land auf dem Rücken, Kopf oder Schwanz der sogenannten naga liegt. Trifft letzteres zu, so muss von der Anlage eines Reisfeldes an diesem Platz abgesehen werden, denn in diesem Falle würde der gepflanzte Reis nicht gedeihen, da das Land fortwährend den Bewegungen der naga ausgesetzt ist, und es wäre die ganze Arbeit umsonst verrichtet worden. Aus dem gleichen Grunde ist auch ein Stück Land, das auf dem Schwanz der naga liegt, nicht anzuempfehlen, doch ist solches immerhin besser als beim ersten Fall. Günstig liegen hingegen die Verhältnisse, wenn das in Augenschein genommene Stück Land auf dem Rücken der naga liegt. Hier ist der gepflanzte Reis am wenigsten irgendwelchen Gefahren von Seiten der naga ausgesetzt.

Wie stellt nun der Dajak die Lage seines Stück Landes in bezug auf die naga fest? Zu diesem Zweck beruft er einen Priester oder Medizinmann (talut), der das Land untersucht. Er verfertigt einen sogenannten Erdspiegel, d. h. er formt aus Erde und Ton ein flaches, muldenförmiges Gefäss, das mit Wasser gefüllt wird. Nachdem dieses auf die Erde gestellt worden ist, zündet der talut eine Wachskerze an und befestigt sie auf dem Rand des Gefässes. Am Reflex der brennenden Kerze im Wasser sieht nun der talut, ob der erwählte Platz günstig ist in bezug auf seine Lage zur naga oder nicht.

Ein anderes Verfahren besteht darin, dass man eine Portion Erde vom alten Reisfeld auf eine Wagschale legt und ein annähernd gleich grosses Stück Erde vom neuen Landstück auf die andere Schale der Wage. Ist das letztere das leichtere, so ist dies ein günstiges Zeichen und kann der Platz zum Anlegen einer Pflanzung wohl verwendet werden, andernfalls muss man sich nach einem andern umsehen. Riecht die Erde nach Pfeffer, so besteht kein Zweifel mehr in bezug auf die Verwendbarkeit des Platzes und wird dies als sehr gutes Zeichen angesehen. Nachdem die Lage des Platzes in bezug auf die naga bestimmt worden ist, werden auch die Bäume untersucht, ob sie hartes oder weiches Holz haben, denn dies bildet natürlich beim Roden einen sehr wesentlichen Faktor. Hat man sich schliesslich für die Wahl des Platzes endgültig entschlossen, so schlägt man die Bäume auf einer Bodenfläche von drei bis vier Quadratmeter um und pflanzt in der Mitte dieses Platzes eine an der Wurzel und Krone abgeschnittene sulī-Staude. Diese Staude muss die Länge des Körpers, eines Armes und dreier Finger des zukünftigen Besitzers des Ladang haben. Am obern Ende des Stämmchens schneidet der Dajak ein stilisiertes Gesicht in das Holz und spricht dabei: « Hier will ich Reis pflanzen. Wenn ich Glück haben werde und eine reiche Ernte einbringen kann, so möge dieser Stock länger werden. Soll ich aber kein Glück beim Anlegen der Pflanzung haben, so soll der Stock bleiben wie er ist. » Solches wiederholt er dreimal, worauf das Stämmchen in die Erde gesteckt wird. Wächst der Stock, was in der Regel auch geschieht, so ist dies ein gutes Zeichen. Dieses Vorzeichen allein genügt jedoch noch nicht. Der betreffende Mann wünscht erst noch im Traum die Versicherung zu erhalten von der tatsächlichen Gunst des Schicksals in bezug auf das neu anzulegende Reisfeld. Des Nachts bittet er den Wassergeist (Bjata) und die sang-hyang, ihm in einem Traum zu offenbaren, ob das gewählte Landstück eine gute Ernte bringen werde. Träumt er dann die folgende Nacht von vielen Fischen oder dass er auf Sand laufe, so ist dies ein gutes Zeichen. Träumt er hingegen von sauren Früchten, von Trommelmusik und dem Gesang des balian, so wird er zögern, das erwählte Grundstück zu roden und zu bepflanzen und sich eher noch nach einem andern umsehen, bis sämtliche Vorzeichen eine günstig lautende Antwort geben.

Lauten hingegen alle Vorzeichen nach seinem Sinn und begibt er sich nunmehr nach dem gewählten Stück Land, um mit den Rodungsarbeiten zu beginnen, so kann es vorkommen, dass er auch nachträglich noch von seinem Vorhaben absehen wird, wenn er beim Fällen der ersten Bäume den Vogel pantis oder den Habicht (antang) schreien hört, denn auch solches gilt bei allen Dajak als schlechtes Vorzeichen. Ist man aber nicht geneigt, das ausersehene Stück Land nachträglich noch aufzugeben, so muss man,

nach Hause zurückgekehrt, ein Huhn oder ein Schwein opfern. Das Huhn wird an einer Stange aufs Grundstück gebracht und daselbst an einer sichtbaren Stelle in den Boden gesteckt, damit alle bösen Geister (ontu) es sehen können und zufriedengestellt werden.

Abgesehen von den Vorzeichen, die man bei der Wahl eines Platzes für ein neues Reisfeld unter keinen Umständen ausser acht lassen darf, muss man noch beim ersten Besuch und bei Beginn der Rodungsarbeiten auf dem neuen Landstück eine Reihe von Vorschriften beachten, von deren Innehalten oder Vernachlässigen sehr vieles abhängt. So darf man beispielsweise angesichts eines Affen auf dem Landstück nicht das gebräuchliche Wort für Affe gebrauchen, muss vielmehr eine umschreibende Bezeichnung anwenden, wie z. B. Langarm, oder Langschwanz, sonst würden die Affen später die ganze Ernte vernichten. In gewissen Fällen muss man auch auf die Vorzeichen gewisser Vögel achten, die in ganz Süd- und Mittel-Borneo unter dem Namen dehiang bekannt sind. Sie sind imstande, zweierlei Vorzeichen zu geben. Hört man einen solchen Vogel auf der gegenüberliegenden Seite des Flusses schreien, so ist dies ein Zeichen, dass es ein nasses Jahr geben wird. Vernimmt man hingegen den Ruf des dehiang auf der gleichen Seite des Flusses, auf der man sich befindet, so ist dies ein Anzeichen für ein trockenes Jahr.

Wird eine tote Schlange im Busch gefunden, den man zum Anlegen eines Reisfeldes gewählt hat, so muss den Geistern geopfert werden.

Sehen wir nun zu, was A. W. Nieuwenhuis über das Aufsuchen eines geeigneten Platzes für einen neuen Ladang von den Kayan sagt: ¹⁾

« Er lässt sich von einem gewissen Vogel erzählen, wo er mit dem Anlegen eines neuen Ladang beginnen soll. Zu diesem Zweck schlägt er mit einem Stock gegen einen Baum und ruft den betreffenden Vogel an, bis sich dieser hören lässt. Kommt das Pfeifen des Vogels von rechts, dann ist der in Augenschein genommene Platz günstig, hört man hingegen den Vogel von der linken Seite rufen, so ist der Platz zum Anlegen einer Pflanzung ungeschickt und muss man sich nach einem andern umsehen. Von dem Grund, den der Vogel als günstig angibt, nimmt der Dajak etwas mit nach Hause. Auch die andern Hausgenossen machen sich auf die Suche nach einem geeigneten Stück Land und kehren abends mit etwas Erde zurück. Hierauf ist das ganze Haus während vier Tagen pali, d. h. es darf kein Fremder das Haus betreten und ebensowenig auch einer der Hausgenossen, der eine Nacht ausserhalb des Hauses zugebracht hat. Die Bewohner des Hauses dürfen während dieser Zeit keine grosse Arbeit ausführen, nicht mit einer Axt hantieren und nicht nachts das Haus verlassen. Hierauf begibt man

¹⁾ In Central Borneo, deel I, S. 178.

sich nach dem zum Anlegen einer Pflanzung gewählten Platz und verrichtet dort während dreier Tage die ersten Arbeiten, worauf wieder vier pali-Tage folgen. Zehn Tage später sucht man den günstigen Ruf eines andern vorzeichengebenden Vogels, man opfert ihm während vier Tagen, worauf die Arbeit endgültig beginnen kann. »

Die Anlage des Reisfeldes.

Nachdem die endgültige Wahl eines geeigneten Platzes zum Anlegen eines neuen Reisfeldes getroffen worden ist und das Vorhaben durch keinerlei schlimme Vorzeichen mehr aufgegeben werden muss, finden nun sukzessive die verschiedenen Arbeiten statt, die sich ziemlich gleichmässig über das ganze Jahr verteilen. Daneben ist aber eine jede Arbeit im Reisfeld zeitlich festgesetzt durch die Beobachtungen, welche die Dajak an den Gestirnen und andern Erscheinungen anstellen.

« Im ganzen südlichen und östlichen Teil von Borneo », schreibt Mallinckrodt¹⁾, « richtet man sich in bezug auf den Reisbau nach dem Sternbild des Orion. Man beginnt zu pflanzen, wenn der Orion beim Erscheinen (also des Abends. Verf.) im Zenit steht. » Dieses Sternbild wird von den Dajak der Landschaft Kwalakapuas « karantika »²⁾, bei den Ngadju und Ott-Danum « salampatai » genannt.

Zur Bezeichnung der Monate bedienen sich die Dajak dieses Gebietes stets nur der Zahlworte, bloss die Mapan- und Ruku-Dajak besitzen besondere Monatsnamen. Ein jeder Monat hat seine bestimmte Arbeit. Im ersten Monat beginnt man mit dem Aufsuchen eines geeigneten Platzes zum Anlegen eines Reisfeldes. Im zweiten Monat wird das Unterholz geschlagen, im dritten Monat die grossen Bäume. Im vierten Monat beginnt man zu brennen. Diese Tätigkeit wird in Kwalakapuas karantika genannt, also wie das genannte Sternbild, das jetzt in den Zenit rückt. Im fünften Monat findet das Ansäen des nunmehr anpflanzungsfähigen Feldes statt. Sind die Vorzeichen nicht günstig, so kann es freilich auch später werden und das Anpflanzen sich bis in den sechsten Monat hineinziehen. Im zehnten bzw. elften Monat erfolgt dann das Ernten.

Nach diesem Schema arbeiten tatsächlich alle Dajak im ganzen südlichen und östlichen Teil von Borneo.

Interessant ist auch, was Lumholz³⁾ über die Zeitrechnung der Dajak des Katingan-Flusses sagt: « Da das Wohngebiet der Katingan-Dajak zwi-

¹⁾ Ethnografische mededeeling over de Dajaks in de afdeeling Koelakapoeas. Bijdr. tot de T. L. en Volkenk, deel 81, afl. 2, S. 185.

²⁾ Karantika ist jedoch nicht der Orion, sondern das Siebengestirn. Die von Mallinckrodt gegebenen Angaben beziehen sich jedoch vermutlich auf den Orion, wie er selbst auch sagt. Bei den Ngadju wird der Orion gewöhnlich patendo genannt.

³⁾ M. C. Lumholz, Through Central Borneo, vol. II, S. 443.

schen dem ersten und dritten Grad südlicher Breite liegt, also nur sehr wenig weit vom Äquator entfernt ist, so wird ein senkrecht in die Erde gesteckter Stock zu einer gewissen Zeit des Mittags, wenn die Sonne kulminiert, nahezu keinen Schatten werfen. » Dies ist bei diesen Dajak die Zeit, wo der Reis gepflanzt werden muss. Des weitern wird aber noch ein Sternbild, aus drei Sternen bestehend (also wohl der Orion), zu Rate gezogen. Wenn dieses Sternbild des Morgens, kurz vor Sonnenaufgang direkt im Zenit steht, dann ist es Zeit um Reis zu pflanzen. Befindet sich der Orion hingegen in den Abendstunden, kurz nach Sonnenuntergang, im Zenit, so ist die Zeit gekommen, dass der neue Ladang zurecht gemacht werden muss. Für die genauere Beobachtung wird jedoch nicht bloss ein einziger Stock senkrecht in die Erde gesteckt, sondern mehrere, meistens sieben an der Zahl, von denen der mittlere senkrecht, die andern zu beiden Seiten geneigt, doch alle in einer Ebene liegend, in den Boden gesteckt werden. Man nennt diesen Apparat *toggalan*.

Bei den Katingans beginnt das Jahr im Juni oder Juli, das ist die Zeit, wo man mit dem Roden des Busches beginnt, um einen Ladang anzulegen. Im August lässt man das geschlagene Holz dürr werden, im September erfolgt das Abbrennen, im Oktober das Pflanzen, und im Februar oder März findet die Ernte statt.

Nicht überall pflegt man sich jedoch bei den verschiedenen Arbeiten auf dem Ladang nach dem Stand der Gestirne zu richten. Im Siang-Land z. B. ist dieses Verfahren den allermeisten Dajak fremd, und das beste ist, dass viele Eingeborene in kleinen, abgelegenen Siedelungen meistens überhaupt nicht wissen, wenn es Zeit ist, mit den Arbeiten auf dem Ladang und dem Aussäen des Reises zu beginnen. Daher kommt es auch gar nicht selten vor, dass man sich bei den Bewohnern anderer Siedelungen erkundigt. Mehr wie nach dem Stand der Gestirne richtet man sich auch nach andern Erscheinungen der umgebenden Natur, so nach der Blütezeit gewisser Bäume, dem Reifwerden von Früchten, dem Auftreten gewisser Vögel und Insekten. Mit dem Anpflanzen beginnt man, wenn die ersten Gewitterregen einsetzen und dies ist in dieser Gegend Mitte Oktober der Fall.

Das Roden des Busches.

Dies geschieht bei allen Dajak-Stämmen in zwei Etappen. Die erste beschränkt sich auf das Kappen des Unterholzes, bei welcher Arbeit vielfach auch die Frauen mithelfen. Handelt es sich um ein grösseres Areal, so setzt man die befreundeten Siedlungsgenossen von seinem Vorhaben in Kenntnis und bittet sie, bei der Rodungsarbeit mithelfen zu wollen. Man teilt ihnen gleichzeitig mit, dass man seinerseits ebenfalls bereit sei, mitzu-

helfen, im Falle dass einer der Siedelungsgenossen die Absicht habe, eine Pflanzung anzulegen. So hilft man sich also gegenseitig. Die dajakschen Siedelungen sind ja sowieso nicht gross und so ist es leicht möglich, eine Uebereinkunft betreffend gegenseitiger Hilfeleistung bei Rodungsarbeiten zu treffen.

An das Kappen des Unterholzes schliesst sich, entweder sogleich oder aber erst nach Verlauf einiger Wochen, das Fällen der grossen Bäume an. Dies hängt nämlich durchaus von den lokalen Umständen ab. Wird die bevorstehende Arbeit, wie vorauszusehen ist, beschwerlich und zeitraubend sein, so darf man natürlich keine Zeit verlieren und setzt das Roden ununterbrochen fort. Ist hingegen der Baumwuchs ein verhältnismässig spärlicher, oder handelt es sich gar um ein Stück Land, das früher schon einmal bepflanzt war, so kann man, nachdem das Unterholz gekappt worden ist, ruhig noch etliche Wochen zuwarten. Das Verbrennen des gefälltten Holzes muss hingegen zu einem ganz bestimmten Zeitpunkt vorgenommen werden, denn daran anschliessend muss sofort mit dem Säen begonnen werden. Es darf dann keine Zeit mehr versäumt werden, denn sonst würde das Unkraut von neuem aufkommen. Was diesen Zeitpunkt anbetrifft, so hat man sich natürlich in erster Linie nach den Witterungsverhältnissen zu richten.

Wenn man mit dem Fällen der grossen Bäume beginnt, so hat man natürlich wiederum nach verschiedenen Vorzeichen zu sehen. Diese können jedoch nicht mehr die Veranlassung zum Verlassen des gewählten Platzes geben, wie solches selbst nachdem man das Unterholz gekappt hat noch zutreffen kann.

Man hilft sich dann im Falle eines ungünstigen Vorzeichens dadurch, dass man ein Opfer in den Busch bringt. Solches geschieht übrigens auch stets bevor man mit dem Fällen der grossen Bäume beginnt.

Sollten sich auf dem Grundstück irgendwelche wertvolle Bäume, wie z. B. Honigbäume, befinden, so lässt man diese selbstredend stehen.

Auch Bäume, die als Sitz eines gefährlichen Geistes (ontu) gelten, dürfen nicht gefällt werden und pflegt man ihnen, wenn man sich in ihrer Nähe zu schaffen macht, Opfer darzubringen. Man haut die Stämme alle in einer gewissen Höhe vom Erdboden durch, da die meisten grossen Bäume des Urwaldes eine mächtige Wurzelentwicklung aufweisen, die schon in beträchtlicher Höhe über dem Boden beginnt. Auf diese Weise wird also die Arbeit verringert. Bei grossen Urwaldriesen, deren Stamm am untern Ende von mächtigen Bretterwurzeln umgeben ist, versteht es sich auch ganz von selbst, dass man erst in einer gewissen Höhe über dem Boden an ein Umhauen denken kann. Man verfertigt in solchen Fällen rings um den mächtigen Stamm ein besonderes Gerüst von kleinen Stämmchen, auf welchem

man stehend arbeitet. Befinden sich in der Nähe eines grossen Baumes mehrere kleine, so haut man die Stämmchen dieser letzteren bloss zur Hälfte durch und lässt dann den grossen Baum auf sie fallen, so dass er sie mit sich zu Boden drückt.

Das Abbrennen.

Das gekappte Unterholz ist meistens schon nach ein bis zwei Wochen dürr und kann mit dem Verbrennen sogleich begonnen werden. Es ist natürlich nicht möglich zu warten, bis auch die grossen gefällten Bäume trocken sind, solches würde auch nach Verlauf eines Jahres noch nicht der Fall sein und es hätte dies auch gar keinen Zweck, da sie beim Abbrennen des Unterholzes bedeutend rascher trocknen und schliesslich selbst in Brand geraten. Kann das Holz infolge anhaltender Regenfälle nicht oder nur unvollständig verbrannt werden, so beeinträchtigt dies natürlich den zur Verfügung stehenden Platz, der sowieso gerade nur so gross gemacht wird als nötig ist, und so müssen oft grosse Partien des Ladang der vielen unverbrannten Baumstämme wegen unbepflanzt bleiben. Je vollständiger das Holz verbrannt ist, um so besser ist es und um so grösser ist der zur Verfügung stehende Platz. Ist das Wetter regnerisch, so muss dann auch das Feuer mehr wie einmal angelegt werden, damit auch die grossen, inwendig noch feuchten Stämme verbrennen.

Beim Abbrennen des gefällten Holzes haben die Eigentümer der Ladang wiederum einige Vorsichtsmassregeln zu beachten, von deren Innehalten sehr vieles abhängt. Am obern Kahajan z. B. darf der Besitzer des Ladang unmittelbar vor dem Abbrennen keinerlei Nahrung zu sich nehmen und auch kein Wasser trinken. Auch das Baden in einem Fluss oder einem Bach ist nicht erlaubt, sonst würde das Holz nicht brennen. Man sieht also wiederum, wie gewisse Verhaltensmassregeln auf das Feld übertragen werden, das zu dieser Zeit absolut im Vordergrund des allgemeinen und persönlichen Interesses steht. Was man mit seinem Körper vornimmt, das wirkt zurück auf das Feld. Ist hingegen der Brand vollendet, so springen alle, welche an der Arbeit teilgenommen haben, ins Wasser und bleiben auch so lange wie möglich im Wasser und unter dem Wasser, mit der Absicht, dadurch das Unkraut so lange wie möglich vom Felde ferne und unter der Erde zurückzuhalten und Regen herbeizuführen.

Die Asche wird nun auf dem ganzen Areal gleichmässig verbreitet, ohne dass man sich jedoch zu viel Mühe damit gibt.

Die nun folgende Arbeit betrifft das Errichten einer Hütte, die je nach den Umständen gross und solid oder aber von primitiver Bauart ist. Hier verbringt nun der Besitzer der Pflanzung allein oder aber mit der ganzen

Familie zusammen die nächsten Tage und Wochen. Ist das Feld sehr ausgedehnt, so werden zuweilen auch zwei Hüttchen errichtet, von denen das eine als Wohnhaus, das andere aber mitten im Feld zum Ueberwachen des gepflanzten Reises verwendet wird. Dieses letztere entbehrt dann auch stets der Wände, repräsentiert also bloss ein kleines Schutzdach mit einer Pritsche, von der aus man das ganze Feld überblicken kann.

Das neuangelegte Reisfeld wird selten mit einem Zaun versehen, ob schon ein solcher gegen die eindringenden Wildschweine keineswegs überflüssig ist. Nieuwenhuis erwähnt dies von den Kajan, bemerkt jedoch, dass die Anfertigung eines Schutzzaunes bloss in Gegenden gebräuchlich sei, die reich an Schweinen und Hirschen seien. Andernfalls opfert man lieber einen Teil der Ernte, als dass man die grosse Arbeit auf sich nimmt. Im ganzen Barito-Gebiet sieht man von der Anfertigung eines Zaunes ab, bei den Dajak des Kahajan-Flusses soll es, zufolge Mallinckrodt, hingegen die Regel sein.

Das Anpflanzen des Reisfeldes.

Das Anpflanzen des Reisfeldes bildet für sämtliche Bewohner des Reisfeldes, wie nicht anders zu erwarten ist, ein bedeutsames und freudevolles Intermezzo in ihrem alltäglichen und gleichmässig dahinfließenden Leben, bedeutsam auch insofern, als das ganze Wohl und Wehe der Leute im künftigen Jahre letzten Grundes doch bloss davon abhängt, ob das mit so viel Mühe angelegte Reisfeld den erwarteten Ertrag abwerfen wird oder nicht.

Bevor man jedoch mit dem Bepflanzen beginnt, bringt erst der Häuptling auf dem Dorfplatz den sang-hyang ein Opfer dar, wobei er sie auch bittet, die verschiedenen Reiskrankheiten und Schädlinge vom Reisfeld fernzuhalten. Für eine reiche Ernte verspricht er ihnen auch ein gebührendes Opfer. Hierauf kommt man im Hause des Häuptlings zusammen, wo ein gemeinsames Mahl stattfindet. Beim Pflanzen hilft stets das ganze Dorf und häufig auch noch Leute aus benachbarten Siedelungen mit. Man hilft sich gegenseitig. Helfen beim Reispflanzen auswärtige Leute mit, so ladet damit der Besitzer des Ladang eine Schuld auf sich, die abgetragen werden muss, indem er und seine Familie ein anderes Mal auch den auswärtigen Leuten beim Reispflanzen behilflich sein müssen. Ist solches dieses Jahr nicht mehr möglich, so geschieht es das folgende, aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Denn in dieser Hinsicht hat der Dajak ein sehr gutes Gedächtnis.

Die Nacht, die dem ersten Pflanztag vorangeht, wird in den meisten Fällen festlich zugebracht, wobei ein Schamane (bālian) berufen wird, welcher die Geister beschwören muss, damit das junge Reisfeld nicht von Krankheiten und allerlei Unglück heimgesucht werde. Das Fest dauert bis

zum Tagesanbruch, worauf sich die ganze Gesellschaft, alt und jung, in Begleitung einer Gong- und Trommelmusik und unter Mitnahme einiger heiliger Töpfe nach dem Ladang begibt.

Das Ritual beim Bepflanzen des Reises.

Der zum Säen bestimmte Reis wird nun mit den Körnern der tato paräi vermengt, auch schabt man etwas vom Griff des sang-hyang-Schwertes (dahong) hinzu, um die hambarwan zu verstärken.

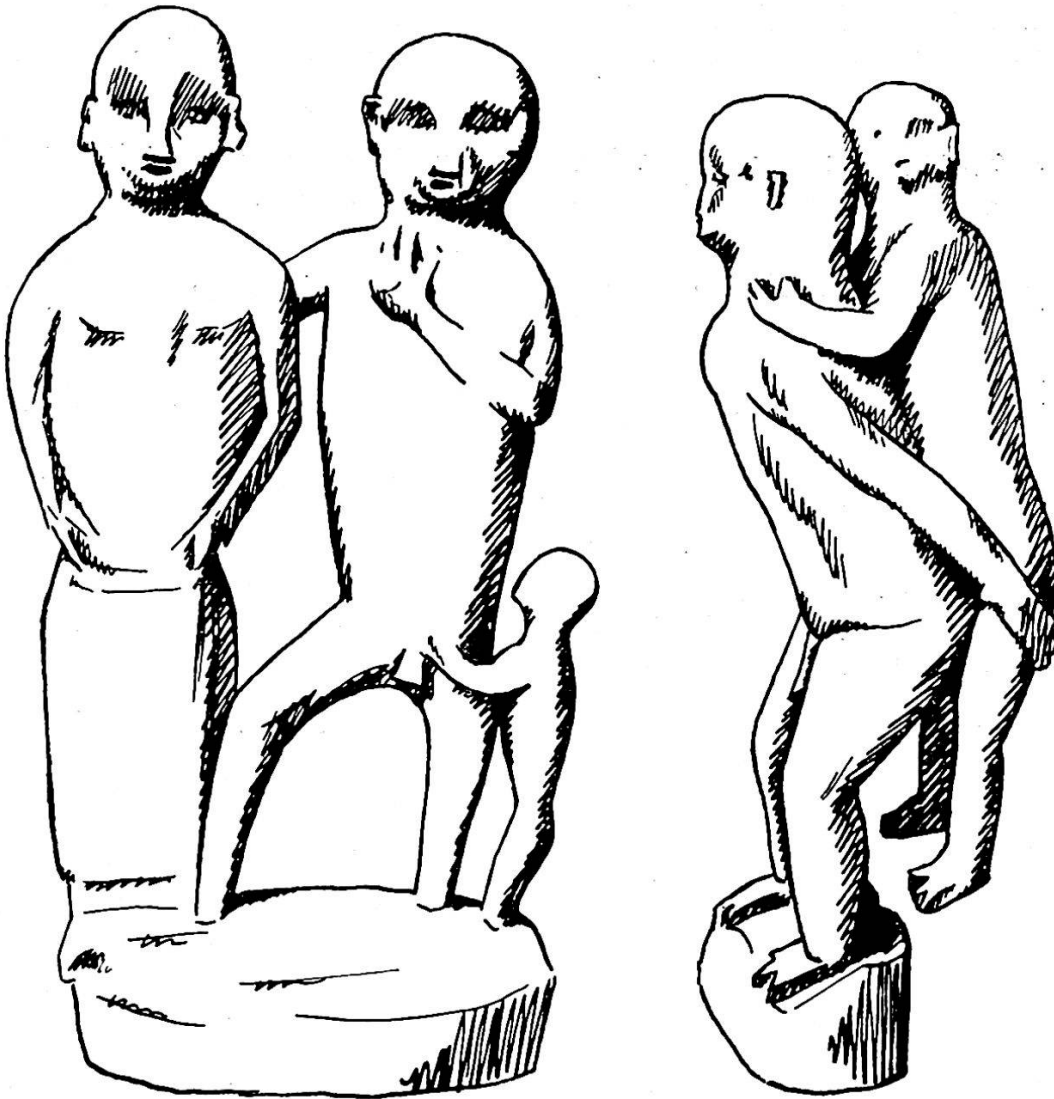


Abb. 1 und 2.

Reisgötzen (hampatung bidji) der Siang-Dajak aus dem Museum für Völkerkunde der Universität Zürich. (Grösse: 21 und 23 cm.)

Von grösserer Bedeutung sind jedoch die sog. « hampatung bidji » oder « kapatung bidji », die Reisgötzen. Das sind ein bis drei Dezimeter hohe, von Holz geschnitzte Figürchen, männlichen und weiblichen Geschlechts. Häufig wird auch ein männliches und weibliches Bildnis zusammenhängend dargestellt und gibt man ihnen die verschiedensten Stellungen (Abb. 1 und 2). Be-

liebt scheinen vor allem Darstellungen zu sein, die sich auf das Geschlechtsleben beziehen, und es hat dies vermutlich einen tieferen Grund, denn die hampatung dienen zur Erhöhung der Fruchtbarkeit des Reises.

Bei gewissen Stämmen von Zentral-Borneo, wie z. B. im Siang-Land, werden diese hampatung, nachdem man den Reis gesät hat, aufs Feld gebracht und an verschiedenen Stellen auf die Erde gelegt und da auch belassen. Bei den Ngadju werden, nachdem das Reisfeld angepflanzt worden ist, oftmals bis zu hundert solcher hampatung angefertigt, die man zusammenbindet und aufs Reisfeld bringt. Andere aber werden zu kleinen Spänchen zerschnitten und diese unter den Saatreis gemengt. Dies geschieht natürlich gleichfalls mit der Absicht, die hambarwan des Reises zu verstärken.

Hieraus geht nun auch deutlich hervor, dass man sich die hambarwan tatsächlich als eine Kraft vorzustellen hat, die der Reispflanze und dem Reisfeld innewohnt, und die durch verschiedene Hilfsmittel verstärkt werden kann.

Sie wurde aber von den Eingeborenen, wie solches eigentlich auf der Hand liegt, personifiziert und so gelangte man zum Begriff der Reisseele.

Die hampatung bidji bestehen aus einem Holz, das dem Besitzer des ladang häufig im Traume näher bezeichnet wird und zwar von den sanghyang und dem Djata, und es muss dieses Holz, um wirksam zu sein, am Tage nach dem Vollmond im Busch geholt werden. Mit Vorliebe nimmt man zur Anfertigung der hampatung auch das Holz einer Schlingpflanze, namens kalawit, denn dieses Wort ist ähnlich lautend mit mangawit, d. h. « es zieht den Segen herbei ».

Ist man auf dem Reisfeld angelangt, so versammelt man sich in dessen Mitte, um vorerst den tato paräi zu pflanzen. Die geflochtenen Säcke, welche Saatreis enthalten, werden jetzt im Umkreis auf die Erde gestellt, während ein kleines Säckchen mit Reis auf einige am Boden liegende hampatung bidji gestellt wird. Hierauf erbittet man den Segen sämtlicher Geister (talon) und steckt sodann einen mit Wasser gefüllten Bambusabschnitt in die Erde. Dieses Wasser soll den Grund für den tato paräi kühl halten. Ist dies geschehen, so fegt man mit einem Drazänenstrauch den Platz rein, um alles Unheil, die pali und tulai, zu verscheuchen. Nun wird ein Opferhuhn oder Ferkel geschlachtet, mit dessen Blut man den Saatreis besprengt. Nachdem auch dies geschehen ist, kann man mit dem Ansäen der tato paräi beginnen. Es sind dies, wie schon einleitend erwähnt wurde, dreimal sieben Reibüschel, welche man stets in der Mitte des Ladang, und bevor man mit dem Aussäen beginnt, anpflanzt.

Bei den Dajak von Kwalakapuas werden sie « sumangat padi » oder « padi tudju lobang », d. h. Reis der sieben Löcher genannt. Dieser tato paräi bildet den Repräsentanten (Grossvater) des gesamten Reisfeldes. An ihm werden

alle rituellen Handlungen vorgenommen, die man am ganzen Reisfeld nicht zur Ausführung bringen könnte. Hier, d. h. von dem tato paräi, werden auch bei der Ernte die ersten Aehren geschnitten, welche gesondert aufbewahrt werden und im folgenden Jahre mischt man deren Körner unter den Saatreis. Denn der tato paräi wohnt die Reisseele, die Kraft in verstärktem Grade inne und somit ist es auch begreiflich, dass sie bei den rituellen Handlungen eine bevorzugte Rolle spielt.

Bei den Dajak von Kwalakapuas wird der Saatreis von den grössten und schönsten Aehren genommen, die man bei der Ernte von den übrigen sondert und bis zum folgenden Jahre aufbewahrt. Man treibt also in gewissem Sinne Selektion.¹⁾

Vielerorts werden die zuerst gepflanzten Reisstauden in der Mitte des Ladang mit einem kleinen Schutzdach gegen die intensive Sonnenbestrahlung versehen, kurz, man wendet ihnen die grösste Aufmerksamkeit zu und behandelt sie mit besonderer Sorgfalt. Hat man nun die 21 Löcher mit Reiskörnern gefüllt, so bepflanzt man 20 bis 30 m² rings um den tato paräi, damit sich der Reisvater nicht einsam und verlassen fühle.

Handelt es sich um das Feld eines Häuptlings, so wird unter das Schutzdach ein heiliger Topf gestellt, den man aus dem Dorfe mitbrachte. Dieser wird nun mit dem Blut eines Opferhuhns besprengt und etwas Reis und Palmwein ins Innere getan, damit er das ganze Reisfeld günstig beeinflusse. Bei den Dajak des Sarujan-Gebietes werden rings um den Topf fünf Setzlöcher gestochen, bei den Ott-Danum sieben und um diese herum zwanzig andere.

Hat man auf diese Weise die tato paräi gepflanzt, so fährt man fort, das ganze Feld zu bepflanzen, beginnt jedoch von neuem am Rande des Feldes. Die Setzlöcher werden mit ein bis zwei Meter langen, zugespitzten Stöcken (tugal) von den Männern, welche reihenweise das Feld ablaufen, gestochen, wobei man darauf achtet, dass der Abstand zwischen den Löchern stets ungefähr derselbe ist. Die andern Leute laufen hinterher und streuen den Reis in die Löcher, so etwa fünf bis zehn Körner in jedes Loch, das gleich darauf dicht getreten wird. Bei dieser Arbeit helfen selbstredend auch Frauen und Kinder mit. Ist der Ladang am Fluss gelegen, so läuft der Mann, welcher die Löcher sticht, stets parallel zum Flussufer hin und zurück. Nachdem er dreimal von einem Ende des Ladangs zum andern gelaufen ist und die Löcher gestochen hat, in welche von den andern mithelfenden Personen Reiskörner gelegt wurden, so hält man mit der Arbeit für eine Weile inne. Die Jünglinge und Männer treiben während dieser Pause allerhand Possen mit den Frauen und Mädchen. Man zupft sich an den Kleidern, bewirft sich mit Erde und Kot und zieht an einer langen Liane um die Wette, wobei die Män-

¹⁾ Mallinckrodt, S. 195.

ner das eine Ende, die Frauen das andere festhalten. Dieses Ausgelassensein soll die Reisseele fröhlich stimmen. Obszöne Redensarten dürfen jedoch beim Reispflanzen nicht geführt werden, auch darf ein Gläubiger zu dieser Zeit nicht seinen Schuldner mahnen, auf dass die Reisseele nicht beleidigt werde und schmolle.

Die Stelle wo der *tato paräi* gepflanzt wird, gilt auch bei den Dajak von Kwalakapuas als Aufenthaltsort eines speziellen Schutzpatrons, den die Dajak von Kwalakapuas *Mandar die Ngadju* und die Dajak vom Sarujan « *Sri-nurulah* » bezeichnen.¹⁾ Er bewacht das Reisfeld und rächt sich an jedem, der sich dem Reisfeld oder auch bloss einer einzelnen Reispflanze gegenüber etwas zuschulden kommen lässt. Er beschützt auch die Reisseele und dies wirkt zurück auf das ganze Feld.²⁾

Die Tabu-(pali-)Vorschriften gegenüber einem Reisfeld.

An den folgenden Tagen ist es verboten nach dem Reisfeld zu gehen:

1. Am Tage nach Neumond.
2. Am Tage vor dem Vollmond (*bulan tapas*).
3. Drei Tage nach Vollmond (*bulan kalala*).
4. Wenn jemand im Dorf schwer verwundet wurde.
5. Am ersten Regentag nach der Trockenzeit.
6. Bei Geburt eines Kindes im Dorf des Besitzers der *Ladang*.
7. Wenn im Dorf jemand gestorben ist. In diesem Falle bleibt man so lange zu Hause, bis das Sterbehaus mit Blut gereinigt worden ist. Namentlich muss die Türschwelle mit Blut eines Opferhuhns oder Opferschweins bestrichen werden. Dabei tritt man auf die Schwelle, die häufig von Stein ist und spricht: « Wie dieser Stein, so fest möge auch meine Seele sein. So kalt wie Hühnerblut mein Atem. So lange der Verstorbene tot bleibt, so lange möge ich leben auf dieser Welt. »

Nachdem man auf diese Weise seine Seele gefestigt hat, kann man schadlos das Dorf wieder verlassen und nach seiner Pflanzung gehen.

8. Wenn eine Leiche beerdigt wird.
9. Am ersten Tage nach dem *tiwah*-Fest.
10. Wenn man mit der *Tuba*-Wurzel (*toweh*) das Wasser in einem Bach oder Fluss vergiftet hat, um die Fische zu fangen.
11. Wenn man einen Hirsch in der Nähe des *Ladangs* schreien hörte.

Diese *pali*-Vorschriften beziehen sich im engern Sinne natürlich auf die Reisseele, die bei Nichtbeachtung beleidigt oder gar geschädigt werden könnte. Vom Verhalten der Menschen der Reisseele gegenüber hängt aber, wie wir gesehen haben, der Ausgang der Ernte und vielleicht aller Ernten

¹⁾ In der Bezeichnung dieses Schutzpatrons erkennt man deutlich die indische Reiskgöttheit *Çri*.

²⁾ Mallinckrodt, S. 195.

überhaupt ab. Die hambarwan paräi wird als Persönlichkeit aufgefasst, die sich im Falle ungebührenden oder beleidigenden Verhaltens der Menschen sich vom Reisfeld zurückziehen kann und damit würde auch der gepflanzte Reis nicht mehr gedeihen. Ähnliche Vorschriften gelten auch in bezug auf den Reis in der Scheune, der ja auch unter ihrem Schutze steht.

Von den genannten pali-Vorschriften scheinen die drei ersten rein indischen Ursprungs zu sein. Bei Todesfällen und Begräbnis, der Geburt eines Kindes und dem Fischen mit der Tuba-Wurzel hat man jedoch an eine direkte Uebertragung der unreinen oder gar giftigen Stoffe auf die Reisseele zu denken, wodurch auch das ganze Reisfeld in schädlicher Weise beeinflusst wird. Bei der letzten Vorschrift handelt es sich hingegen bloss um ein ungünstiges Vorzeichen.

Die Ernte.

Sie ist, wie das Pflanzen, eine Arbeit, bei der sämtliche Dorfbewohner mithelfen, wobei man die nicht zur Familie des Ladangbesitzers gehörenden Mitarbeiter mit einem Teil des von ihnen geschnittenen Reises entschädigt. Am Bulik-Fluss nennt man diesen Lohn « maäri » und es beträgt dieser ungefähr ein Viertel vom geschnittenen Reis. In dieser Gegend sind nämlich die Ladangs sehr gross und ist man infolgedessen auf die Mithilfe der Dorfgenossen angewiesen.

Bevor man mit der Ernte beginnt, finden wiederum rituelle Handlungen statt und es werden diese auf dem Feld des Häuptlings auch wieder viel strenger gehandhabt als wie bei andern Personen, wo das Ritual von sehr viel geringerer Bedeutung ist. Ueber der tato paräi errichtet man wie beim Pflanzen ein kleines Schutzdach von Palmblättern, ein heiliger Topf wird wieder nach dem Ladang gebracht und mitten in die tato paräi gestellt. In diesen Topf legt man vorläufig die Reismesserchen (gento) und die von Palmblattstreifen geflochtenen Säcke (taking), in denen man beim Schneiden des Reises die Ähren sammelt.

Der tato paräi wird hier, nicht wie auf Bali und Lombok zuerst, sondern erst nach der Ernte geschnitten. Bloss am Bulik-Fluss verfährt man umgekehrt. Man legt die abgeschnittenen Halme der tato paräi in eine kleine Tasche (bakan), in welche man auch sieben Drazänen-Blätter (sawang) steckt. Hierauf werden sie direkt nach der Scheune gebracht, doch bewahrt man sie vom übrigen Reis gesondert auf. Andernorts schneidet man hingegen die tato paräi, wie gesagt, erst nachdem die Ernte vollendet ist. Bevor dies jedoch geschieht, muss an alle Geräte und Instrumente, die beim Anlegen des Ladang, beim Pflanzen und Schneiden des Reises verwendet wurden, ein Opfer gebracht werden. Dieses Opfer nennt man « nonga paräi ». Erst nach diesem darf die tato paräi geschnitten werden, worauf man die Halme

zu einer Garbe zusammenbindet, in einen gelben Lappen wickelt und in festlichem Aufzug nach der Scheune bringt.

Hier erhält sie, wie gesagt, einen besondern Platz, häufig hängt man sie auch am Dachgebälk auf, von wo sie nicht mehr entfernt werden darf. Hat man den gesamten Reissvorrat aufgebraucht, so darf man in keinem Fall den Reis der tato paräi essen. Solches wäre eine gröbliche Beleidigung der Reisseele und würde dies schlimme Folgen nach sich ziehen. Ab und zu müssen ihr auch Opfer gebracht werden, bestehend aus etwas zubereitetem Reis, Fisch und Sirih. Diese Speisen werden von den Dajak des Bulik-Gebietes in ein kleines Töpfchen getan, das man der Garbe umhängt, hierauf aber die Schnur, an welcher das Töpfchen aufgehängt ist, durchschneidet, so dass es zu Boden fällt und zerbricht. Dieses Opfer nennt man tali pambin.

Bevor die tato paräi in der Scheune untergebracht worden ist, darf man keinen Reis von der neuen Ernte geniessen und auch keinen Reis aus der Scheune holen, andernfalls man krank zu werden glaubt.

Das Opfer nach der Ernte.

Nach der Reisernte wird der Dajak nicht versäumen, allen Geräten, die beim Ladangbau verwendet wurden, ein Opfer zu bringen. Er rechtfertigt diese Handlung mit den folgenden Worten:

« taloh handjai huong hapus penda langit atou basa gana, genep nahnang kuman hea, » d. h.: « Alle Dinge unter dem Himmel haben eine Seele (Kraft), eine jede Seele will auch essen. »

Es sind dies vornehmlich die folgenden Objekte, denen zubereiteter Reis von der neuen Ernte vorgesetzt wird: der Schleifstein, die Axt, das Buschmesser, das Setzholz, der Reisstampfer und der Stampfblock. Auch in die Reisscheune werden Opfer gelegt.

Man opfert auch allen bösen Geistern (djiin und njaring), dem Wassergott Djata und dem Radja Ontong, der im dritten Himmel seinen Sitz hat und von dem aller « ontong », das Glück und der Segen kommt.

Auch der Habicht und andere vorzeichengebende Vögel erhalten ein Opfer, da die reiche Ernte auch ihnen zu verdanken ist. Man opfert auch einem kleinen Vogel, dem kahangkahok, da dieser, wie die Dajak sagen, eine gute Ernte zum voraus verkündet.

Er hat einen Boten, der seine Befehle ausrichtet, nämlich den katjirak, ein kleines Vögelchen, das zwischen den Reisstauden nistet. Nach der dajak-scher Auffassung hilft der katjirak mit, dass die Reisähren recht voll und schwer werden. Er macht sie schwanger (mampatihi), wie die Dajak zu sagen pflegen. Damit ist aber nicht das Blühen des Reises gemeint, das man andernorts im Archipel als « Schwangerschaft des Reises » bezeichnet. Da-

her sieht es der Dajak gerne, wenn diese Vögel recht zahlreich in seinem Reisfeld nisten. Besitzt hingegen jemand ein Reisfeld, das tief im Urwald gelegen ist, so weiss der Dajak sehr wohl, dass da keine katjiruk-Vögel hinkommen und seinen Reis « schwanger » machen. Doch weiss sich der Dajak auch in diesem Falle zu helfen.

Er fängt einen kajiruk-Vogel und bringt ihn samt dem Käfig (sulep) nach seinem Reisfeld. Durch seinen Ruf wird er, wie der Dajak glaubt, andere derartige Vögel anlocken und auf diese Weise glaubt er sein Reisfeld bevölkern zu können.

Weiterhin sind noch zu erwähnen die zahlreichen Zaubermittel, die beim Reisbau für die eine oder andere Handlung oder Arbeit verwendet wurden und schliesslich auch die « potaho », die zahlreichen Schutzgeister des Dorfes, die in Gestalt des Leguans verehrt werden und bei Anlass des Erntefestes gleichfalls ihr Opfer erhalten.

Das Opfer für Sonne, Mond und Sterne.

Nachdem alle bösen Vorzeichen, Geister und Dämonen zufriedengestellt sind, muss auch den Gestirnen ein Opfer dargebracht werden, das jedoch kein blutiges ist. Der patendo (Orion), nach dessen Stand man sich beim Anlegen eines Reisfeldes richtet, bekommt, nebst Sonne und Mond, ein Opfer angeboten, das aus süssem Klebreis (pulut) besteht, den man ihnen entgegenschleudert. Hiebei befiehlt man das Reisfeld ihrem Schutze an und bittet sie, dazu beizutragen, dass eine reiche Ernte eingeheimst werden könne.

Das Opfer für die Kaloä.

Auf der naga, der Weltschlange, also unter der Erdoberfläche, hält sich nach Ansicht der Dajak eine weibliche Gottheit, namens Kaloä auf.

Man bezeichnet sie auch als Schwester des obersten Gottes, des Mahatara und als « gana pëtat », d. h. als Prinzip der Fruchtbarkeit (wörtlich Seelenstoff [Kraft] der Welt). Man stellt sich die Kaloä vor als eine Frau mit bloss einer Brust, und zwar in der Mitte des Körpers. Legt der Dajak ein neues Reisfeld an, so versäumt er niemals, auch der Kaloä ein Opfer darzubringen. Solches geschieht stets an zwei Stellen, nämlich unter der Reisfeldhütte, damit die Leute nicht krank werden sollen und zweitens in der Mitte des Feldes, damit der Reis gut gedeihe. Die Kaloä will als Opfer bloss kalten Reis, den man ihr in einer Kokosschale darbringt und Wasser in einem Bambusabschnitt. Dieses kärgliche Opfer wird mit dem Ruf: « Wach auf! wach auf und iss! » unter die Erde geschoben.

Beginnt man mit dem Ansäen des Reisfeldes, so stösst man erst dreimal mit dem Setzholz oder einem Buschmesser in die Erde und spricht: « O

Kaloä, wach auf! hilf mir! ich säe heute meinen Reis, lasse doch alles Gute hervorkommen. »

Auch bei der Ernte wird der Kaloä ein Opfer gebracht. Würde man es unterlassen, der Kaloä regelmässig ein Opfer zu bringen, so kann es vorkommen, dass sie bei Erdarbeiten auf dem Ladang oder im Dorf plötzlich die Erde durchstösst und es wird dann die betreffende Person einen dumpfen Schmerz empfinden, der längere Zeit anhalten kann.

Lobgesang auf den Reis, der zu Beginn eines tiwah-Festes von den balian gestreut wird und dessen gana zu sieben Jungfrauen wird.

O göttlicher Reis, ich besinge dich, der du lebst im bescheidenen Napf und ihr Goldkörner im Leib des sarimburong (chinesischer blumiger Teller), der du kommst eilends geflogen übers Meer, das weite. Hast dein Gefieder gebadet und gesalbet mit dem wohlriechenden Oel des tingang (Nashornvogel). Der lieblich duftende Weihrauch, der langsam herauswaltet durch die offene Tür des Jenseits (lewu-liau).

Mit Weihrauch aus den Zweigen des lampojang-Baumes bestreiche ich dich, o tawur im Napfe! Mit der tingang-Schwanzfeder salbe ich dich, o tawur! Nicht verborgen ist mir der Ursprung deines Lebens. Die Ursache deines Daseins habe ich längst erfahren. Bist du nicht das Werk des mächtigen Wassergottes, djata, zu dessen Palast ein herrliches Tor führt, eine goldene Türe des mächtigen Mahatara.

Auch zu Mahataras Wohnung im weiten, unendlichen Himmelsraum droben, nur eine Türe führt zu ihm hinein. Aus einem Tautropfen schuf er dich, vom flüchtigen Nebel, der obern Welt, von einem Tropfen, der herabträufelt vom herrlichen Elfenbeinbaum, der weithin ausbreitet seine gold- und achatsteinbeladenen Aeste. Wohl verwahrt hat dich im rötlichen Topfe dein tapferer Eheherr, Tingang, und auch der antang (Habicht). Dein beschützender Geist war sehr besorgt um dich. Er liess dich wohnen im gestreiften zehnhörnigen heiligen Topf. Da so berühmt du bist, deshalb bewahre auch ich dich, du erhabenes tawur, im kleinen unscheinbaren Napf und berge dich im Leib des sarimburong, der einstmals kam übers Meer. O Seele des Reises, komm doch jetzt hervor, denn du gleichst ja dem köstlichen hellglänzenden Gold. O Reis, ich streue dich jetzt auf die buntgefleckte Matte, von weichem Schilfgras. Fallt nieder, ihr Reiskörner, auf das Haar der Wasserschlange tambon (damit ist das Schilfgras gemeint). Wie der Blitz ist mein Reisopfer, glänzend weiss, ist herrlich an sich selbst und begehrt nicht zum Schmucke den blinkenden Diamanten. Mein Reis ist ein Stab, gleich einem feurigen Blitz und bedarf nicht des Ueberzuges von glänzendem Gold.

Buitenzorg, im Februar 1926.